

# Texte und Funktionen. Über Schwierigkeiten bei der Interpretation mittelalterlicher Dichtung

Behr, Hans-Joachim

Veröffentlicht in:  
Jahrbuch 1998 der Braunschweigischen  
Wissenschaftlichen Gesellschaft, S.43-58



J. Cramer Verlag, Braunschweig

HANS-JOACHIM BEHR, Braunschweig

## Texte und Funktionen. Über Schwierigkeiten bei der Interpretation mittelalterlicher Dichtung

Braunschweig, 13.03.1998\*

*„[E]ine engherzige, unrühmliche kritik will sich wider den regen eifer für das altdeutsche alterthum sträuben, nur von einem vornehmen mittelgut hören und das meiste aus jener zeit bloß als eine bei wenigen gelegenheiten zu beachtende seltenheit angesehen wissen. [...] wir erkennen eine über alles leuchtende gewalt der gegenwart an, welcher die vorzeit dienen soll, gleichwie die edelsten menschen des alterthums bloß darum nicht tod heißen können, weil sie uns noch durch die erinnerung bewegen. wer diese beziehung auf das leben leugnen wollte, der nähme die belehrung der geschichte hinweg und setzte diese alten gedichte wie eine unzugängliche insel aufs meer, wo die sonne umsonst ihr licht ausbreitete und die vögel ungehört sängen.“<sup>1</sup>*

Mit diesen, Poesie und Emphase gleichermaßen verpflichteten Worten präsentierten Jacob und Wilhelm Grimm 1813 ihre neugegründete Zeitschrift *Altdeutsche Wälder*, in der sie ihren „gemeinschaftlichen, beträchtlich angewachsenen vorrath altdeutscher poesien“<sup>2</sup> einem interessierten Publikum mitzuteilen gedachten. Aber das Unternehmen entpuppte sich als Flopp, denn schon nach drei Nummern mußten die Herausgeber die Zeitschrift wieder einstellen und sich darüber hinaus auch noch harsche Kritik anhören: „[A]usschließlich für Kenner“ hätten die gelehrten Kollegen geschrieben, hielt ihnen August Wilhelm Schlegel in einer vernichtenden Rezension vor, hätten sogar „viele als bekannt“ vorausgesetzt, „was auch dem Gedächtnisse des Kenners nicht immer gegenwärtig ist“<sup>3</sup>, wie denn ohnehin und generell „gescheiten Leuten allzu viel zugemuthet“, werde, „[w]enn man [...] die ganze Rumpelkammer wohlmeinender Albernheit ausräumt, und für jeden Trödel im Namen der >uralten Sage< Ehrerbietung begehrt.“<sup>4</sup>

Trotzdem hatte die Idee, die Kenntnis der Texte vergangener Zeiten und mit ihnen des damaligen Lebens trage dazu bei, die eigene Gegenwart zu formen und ihr eine geistige

---

\* Vortrag, gehalten vor dem Plenum der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft am 13. März 1998. Der Vortragscharakter wurde weitgehend beibehalten.

<sup>1</sup> Jacob und Wilhelm Grimm: *Altdeutsche Wälder*. Vorrede zum ersten Band, Cassel 1813. Wieder abgedruckt in: Johannes Janota (Hg.): *Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810-1870. Wissenschaftsgeschichte der Germanistik III*, Tübingen 1980 (=Deutsche Texte 53), S. 90-92. Zitat S. 90 (Hervorhebung von mir, H.-J.B.).

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> August Wilhelm Schlegel: Rezension der *Altdeutschen Wälder*. In: *Heidelberger Jahrbücher* 8/II, 1815. Wieder abgedruckt in Janota (Hg.) (Anm. 1), S. 92-100. Zitat S. 92f.

<sup>4</sup> Schlegel (Anm. 3), S. 99.

Perspektive über den Augenblick hinaus abzugewinnen, auch weiterhin Bestand. So hebt August Friedrich Christian Vilmar, Theologe und Verfasser der ersten deutschen Literaturgeschichte, im Vorwort zu deren 4. Auflage hervor, im Gegensatz zu früher diesmal mehr Wert auf das „Leben“ gelegt zu haben:

*„Die Gelehrsamkeit, die Wissenschaft, die Kritik waren und sind anderwärts auf diesem Gebiete hinreichend vertreten, dem Leben war und ist noch immer verhältnismäßig wenig dargeboten worden. Dem Leben aber hat diese Geschichte der deutschen Litteratur dienen wollen, dem ganzen und vollen Leben meines Volkes [...]. Daß für dieses ganze und volle Leben unseres Volkes, für das Erleben, nicht bloß für das Wissen seiner Geschichte, noch Sinn und Empfänglichkeit in reichem Maße vertreten ist, das hat die freundliche Aufnahme dieses Buches auch in den letzten, schweren Zeiten bewiesen, in welchen die Mehrzahl sich von der Vergangenheit und den wahrhaftigen Erlebnissen des deutschen Volkes gänzlich ab und den nur allzu unbestimmten Gedanken einer zweifelhaften Zukunft mit Leidenschaft zuzuwenden schien.“<sup>5</sup>*

Über den politischen Standort des Verfassers braucht man nicht lange zu grübeln. Das zitierte Vorwort ist am 18. Juni 1850 geschrieben, dem, wie es ausdrücklich heißt, „Jahrestage der Schlacht von Belle = Alliance“<sup>6</sup>, jenem Weiler in der Nähe von Brüssel, meist besser bekannt unter dem Namen des größeren Nachbarortes Waterloo. Mit den „letzten, schweren Zeiten“ und den „allzu unbestimmten Gedanken einer zweifelhaften Zukunft“ sind folglich die Ereignisse von 1848 gemeint, die in ihren Zielvorstellungen wohl so ganz und gar nicht Vilmars Intentionen entsprachen. Daher richtet er den Blick des geneigten Lesers auf die Vergangenheit, resp. das Bild, das man sich selbst erst in ideologischer Verzeichnung von ihr gemacht hat: Sie liefere Vorbilder und Wertmaßstäbe für die Gegenwart, deren Aufgabe es somit sei, unter möglichst geringen Reibungsverlusten zu dem einstigen Idealzustand zurückzukehren. Eine historische Entwicklung im Rahmen eines progredient gedachten Prozesses ist damit in letzter Konsequenz verneint, ist doch dieses Geschichtsbild, ganz in der Tradition des Mittelalters, nur als in sich geschlossenes, zyklisches zu verstehen, solange seine Handlungsanweisung an die Gegenwart nur darin besteht, den retrospektiv erklärten paradiesischen Urzustand zu restaurieren. Den umgekehrten Weg gehen die Brüder Grimm, wenn sie sich - wie eingangs zitiert - zu der „über alles leuchtende[n] gewalt der gegenwart“ bekennen, „welcher die vorzeit dienen soll“. Dennoch kommen auch sie am Ende zu einem allenfalls in Nuancen veränderten Ergebnis, da ihnen ebenso wie Vilmar die Heroen der Vorzeit nur als strahlende Lichtgestalten erscheinen, die als Vorbilder und sittliche Leitfiguren die Modelle bereitstellen, mit deren Hilfe die Bewältigung einer schwierigen Gegenwart zu gelingen habe.

Aber nicht alle Zeiten sind bekanntlich uneingeschränkt vorbildgebend. Ziemlich genau einhundert Jahre später formulieren Helmut de Boor und Richard Newald unter dem noch

<sup>5</sup> A[ugust] F[riedrich] C[hristian] Vilmar: Geschichte der Deutschen National-Literatur, 23. vermehrte Auflage. Mit einem Anhang: „Die Deutsche National-Litteratur von Tode Goethes bis zur Gegenwart“ von Adolf Stern, Marburg - Leipzig 1890. Zitat: Vorwort zur vierten Auflage, pag. V-VI. Hervorhebung im Original.

<sup>6</sup> Ebd., pag. VI.

frischen Eindruck des Nationalsozialismus und des 2. Weltkriegs als Maxime ihrer Literaturgeschichte:

*„Der Student [ohne weibliche Nebenform!, H.-J.B.] soll und will zuerst Wissen erwerben. Die Achtung vor dem „bloßen Wissen“ ist auf der einen Seite vorschnell und überheblich als „Positivismus“ abgetan worden, auf der anderen Seite in der Not der Zeit weithin verlorengegangen. Mehr als sonst muß der Student wieder geistige Verantwortung lernen und zu dem Bewußtsein erzogen werden, daß man verantwortlich nur beurteilen kann, was man weiß. [...] Der Student soll und will aber danach auch lernen, daß jede geistige Leistung Probleme stellt, und daß Wissenschaft bedeutet: Probleme zu sehen und ihre Lösung zu versuchen.“<sup>7</sup>*

Seither sind weitere Literaturgeschichten mit anderen Zielvorstellungen geschrieben worden, doch die Selbstbeschränkung auf den innerfachlichen Gebrauch hält an, sei es unter veränderter, immer jedoch auch partieller Problemsicht<sup>8</sup>, sei es unter lernpsychologisch gestützter Reduktion auf das Textmaterial, das in einem „konzentrierten und übersichtlichen Überblick“ darzubieten, bereits vollauf genügt<sup>9</sup>. Und in der Tat - beides hat seine Berechtigung, ist nützlich und durchaus des Schweißes der Edlen wert. Aber unbeantwortet bleibt dabei die Frage, wie sie etwa Hans Robert Jauß 1967 in Anlehnung an ein berühmtes Vorbild stellte - um sie anschließend auch nur partiell zu beantworten: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Literaturgeschichte?“<sup>10</sup>. Und die Brisanz verstärkt sich, sobald es sich gar noch um die Beschäftigung mit längst vergangenen Zeiten und deren Texten handelt, mit Dokumenten, die, wenn wir heute schon mit gutem Grund auf diese ihre noch im 19. Jahrhundert erträumte Leitbildfunktion verzichten, allein noch historisch gesehen werden können. Doch mit der Geschichte ist es so eine Sache, speziell der deutschen, so daß wie einst bei Heinrich Heine „Schnupfen und Husten“ als Resultat einer gemeinsam mit „Burggeist“, „dunkle[n] Ritterschatten“ und „[v]iel Nebelfrauen“ auf dem Drachenfels bei Bonn verbrachten Nacht noch vergleichsweise geringe Nachwehen sind.<sup>11</sup>

<sup>7</sup> Helmut de Boor, Richard Newald: Der Plan zu unserer Literaturgeschichte. In: Helmut de Boor: Die deutsche Literatur von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung. 770-1170, 6. Auflage, München 1964 (=Helmut de Boor/ Richard Newald: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 1), pag. V-VI. Zitat: pag. V.

<sup>8</sup> Vgl. etwa die von Horst Albert Glaser herausgegebene Rowohlt-Literaturgeschichte (Reinbek bei Hamburg 1980ff), die schon mit dem Untertitel „Eine Sozialgeschichte“ auf ihre erkenntnisleitende Fragestellung hinweist, oder die nach literarischer Interessenbildung und geistigen Zentren geordnete, von Joachim Heinzle herausgegebene „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur frühen Neuzeit“, Frankfurt/ M. 1984ff.

<sup>9</sup> So z.B. Horst Brunner: Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters im Überblick, Stuttgart 1997 (=Reclams Universal-Bibliothek Nr. 9485). Zitat S. 11.

<sup>10</sup> So lautete der ursprüngliche Titel seiner Konstanzer Antrittsvorlesung, die dann in überarbeiteter Form als „Literaturgeschichte als Provokation“ veröffentlicht wurde. Nachzulesen in: Hans Robert Jauß: Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt/ M. 1970 (=edition suhrkamp 418), S. 144-207.

<sup>11</sup> Heinrich Heine: Die Nacht auf dem Drachenfels. In: Heinrich Heine: Gedichte. Auswahl und Nachwort von Georges Schlocker, Stuttgart 1965 (=Reclams Universal-Bibliothek Nr. 8988/ 89), S. 99.

Falls Sie jetzt befürchten, ich könnte die bereits zahlreich vorhandenen globalen Sinnstiftungsversuche in der germanistischen Mediävistik durch einen weiteren zu bereichern beabsichtigen, muß ich Sie leider enttäuschen. Auch ich bin nicht im Besitz jener Zauberalraune, die die sieben Siegel oder besser: sieben Schlösser an der Schatztruhe des Geistes, in der sich erhofftermaßen der allseits bekannte, doch nie geschaute Stein der Weisen befindet, aufspringen ließe, und so bleibt auch mir nichts anderes übrig, als über die Schwierigkeiten zu reden, die sich aus der Beschäftigung mit mittelalterlicher Literatur ergeben, wobei ich mich weitgehend auf die Volkssprache beschränke. Das hat seine Ursache zunächst darin, daß ich schon qua Amt mich vorrangig mit ihr zu befassen habe, lautet doch meine Venia hier an der TU Braunschweig auf *Ältere deutsche Sprache und Literatur*, aber darüber hinaus werden auch die Probleme immer vielschichtiger, je mehr man das der Untersuchung zugrundegelegte Textcorpus ausweitet. So will ich denn lediglich versuchen, Ihnen mein Arbeitsgebiet der germanistischen Mediävistik vorzustellen, das in vielfältiger Hinsicht so grundlegend anders ist als jede neuzeitliche Philologie, daß der (durchaus berechtigte) Begriff von der „Alterität des Mittelalters“ inzwischen auch schon wieder zum wohlfeilen Schlagwort verkommen ist.

Eigentlich gibt es kaum ein Feld im Bereich der alt- und mittelhochdeutscher Literatur, das unter dieser Fragestellung nicht angesprochen werden könnte. Ich werde mich jedoch exemplarisch auf zwei Probleme beschränken:

- 1) Die Überlieferung mittelalterlicher Texte: Handschrift und neuzeitliche Edition, und
- 2) die Rolle der Literatur in der mittelalterlichen Gesellschaft.

Um zu verhindern, dabei ins Vakuum abstrakter methodischer Spekulationen abzurufen, die bekanntlich selbst für den gutwilligen Zuhörer noch schwerer zu verdauen sind als die berühmte deutsche Gans aus Heines *Wintermärchen*, die „gewiß“ „eine schöne Seele“, aber nichtsdestoweniger auch besonders zähes Fleisch hatte<sup>12</sup>, sollen die einzelnen Punkte, nachdem die Problemlage aufgezeigt wurde, an konkreten Beispielen erläutert werden, die ihrerseits wieder typisch sind für die mittelalterliche Literatur insgesamt und speziell für deren Andersartigkeit. Auf diese Weise - so hoffe ich - ergibt sich ein wenig von jenem oszillierenden Farbspektrum, dessen Anziehungskraft Fachleute und wißbegierige Laien immer wieder in seinen Bann geschlagen hat und das die unterschiedlichsten Charaktere mit diametral verschiedenem erkenntnisleitenden Interesse bis heute im Faszinosum Mittelalter miteinander verbindet.

### 1. Die Überlieferungslage mittelalterlicher Texte und ihre Folgen

Wer sich entschließt, sich das neueste Produkt aus der Feder oder besser gesagt: dem PC eines mehr oder weniger prominenten zeitgenössischen Autors zuzulegen, wird mit Sicherheit überall den gleichen Wortlaut erhalten, gleichgültig, ob er resp. sie die Anschaffung in München, Hamburg, Paris oder New York tätigt. Allenfalls in der graphischen

<sup>12</sup> Heinrich Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen. Mit einem Vorwort des Dichters und Anmerkungen, Stuttgart 1967 (=Reclams Universal-Bibliothek Nr. 2253), Kaput IX, S. 29.

Gestaltung des Einbandes und anderer drucktechnischer Variabilitäten können, sieht man einmal von der Übersetzung als einem Zusatzproblem ab, Unterschiede auftreten, denn der Einsatz von Textverarbeitung und modernen Vervielfältigungstechniken, sowie zahlreiche Korrekturgänge haben dafür gesorgt, daß die Fehlerquote bei sorgfältiger Arbeit aller Beteiligten inzwischen gegen Null tendiert.

Das war nicht immer so, und noch vor 50 Jahren war der Druck eines Buches keineswegs für ewig Garant für die Verbindlichkeit seines Wortlauts: Es gab Mehrfachveröffentlichungen mit gewollten und ungewollten Abweichungen, mußte doch so mancher Text der Weltliteratur seine Publikationswürdigkeit erst auf dem Umweg über Wochen- und Monatsblätter für die gebildeten Schichten unter Beweis stellen, zu viele übersehene Druckfehler, Eigenmächtigkeiten des Lektors und/ oder Setzers, wenn ihnen eine Formulierung mißlungen oder unangebracht erschien, nicht zuletzt ein anderes Textverständnis bei vielen Autoren, die ihre Werke auch nach der ersten Drucklegung noch als unfertig, oder neudeutsch „in progress“ betrachteten. Mehrfachfassungen sind daher an der Tagesordnung und zwingen spätere Herausgeber historisch-kritischer Ausgaben zur Entscheidung. Da es dafür keine objektiven Kriterien und ebensowenig ein patentiertes Verfahren gab und gibt, verließen sich viele Editoren ausschließlich auf ihre Intuition, wie dies Jonas Fränkel mit aller nur wünschenswerten Klarheit bezeugt:

*„Den erst nenne ich den wahren Philologen, und der allein ist seiner Aufgabe wirklich gewachsen, der aus genauester Kenntnis der Sprache und der geistigen Umwelt eines Dichters die Entstehung des Textes ohne [sic!] eine Handschrift wahrnimmt und Unstimmigkeiten der Drucke auf indirektem [!] Wege mit untrüglicher Sicherheit zu lösen weiß.“<sup>13</sup>*

Es sei keineswegs bestritten, daß eine, oft Jahrzehnte andauernde, intensive Beschäftigung mit einem Autor den Blick für dessen Eigentümlichkeiten schärft. Trotzdem sind viele Textausgaben mehr „Dichtung“ als „Wissenschaft“, wenn ein solches Wortspiel mit dem Titel der soeben zitierten Schrift erlaubt ist. Neuere Ansätze bemühen sich daher um objektivere Entscheidungskriterien, nach denen nicht mehr der Editor bestimmt, was ein Dichter habe sagen wollen, es nur dummerweise nicht so ausgedrückt habe. So dreht Hans Zeller den Spieß geradezu um, wenn er nur noch die vom Autor selbst autorisierten Fassungen gelten lassen will, diese aber dafür in ihrer kompletten Vielzahl. Denn als autorisiert müßten angesehen werden:

*„a) alle Handschriften eines Werkes, an deren Herstellung der Autor mitgewirkt hat oder die in seinem Auftrag hergestellt [und von ihm nachweislich kontrolliert] wurden;*

*b) alle Drucke, deren Herstellung der Autor gewünscht oder gebilligt hat und deren Text er zugleich durch Lieferung der Druckvorlage oder durch eigene oder von ihm veranlaßte Revision während des Druckvorgangs beeinflusst hat.“<sup>14</sup>*

<sup>13</sup> Jonas Fränkel: Dichtung und Wissenschaft, Heidelberg 1954, S. 98.

<sup>14</sup> Hans Zeller: Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition. In: Gunter Martens und Hans Zeller (Hgg.): Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation, München 1971, S. 45-89. Zitat S. 57f.

Ich will hier auf die Problematik des Zellerschen Ansatzes und den Widerspruch, den er gefunden hat, nicht weiter eingehen, ist doch vor allem sein Begriff des „Textfehlers“, der allein dem Editor ändernde Eingriffe in den bezeugten Wortlaut erlaubt, so unscharf, daß damit die vorne aus dem Haus gewiesene subjektive Spekulation durch die Hintertür wieder in ihre angestammten Gemächer zurückkehrt. Und was soll gar der germanistische Mediävist mit dieser Forderung anfangen? Denn vom Verfasser autorisierte Versionen sind bei ihm seltener als ein „Suahelischnurrbarthaar“ „nachts um drei am Kattegatt“. <sup>15</sup> Wenn ein Autor wie Otfrid von Weißenburg im 9. Jahrhundert die Anfertigung der Haupthandschrift seines *Evangelienbuches* selbst überwacht und hinterher eigenhändig korrigiert, und alle weiteren Textzeugen auf diese eine Handschrift zurückgehen <sup>16</sup>, dann ist dies ein ausgesprochener Glücksfall, und nicht zufällig dauert es bis ins 15. Jahrhundert, bevor mit Michel Beheim wiederum ein Autor selbst seine eigenen Werke niederschreibt oder Abschriften von ihnen korrigiert. <sup>17</sup> Nicht einmal bei Oswald von Wolkenstein, dem vielleicht bedeutendsten Liederdichter des deutschen Spätmittelalters, ist eine so günstige Überlieferungskonstellation gegeben, sind doch zwar zwei seiner drei Sammelhandschriften - wie Burghart Wachinger feststellt - „im Auftrag Oswalds entstanden, aber kaum unter seiner beständigen Kontrolle.“ <sup>18</sup>

Überhaupt ist die mittelhochdeutsche Lyrik, und davon besonders der Minnesang, ein echter Prüfstein für den Editor. Denn das Gros der erhaltenen Texte verdankt seine Tradierung den drei großen Liederhandschriften

- A (Kleine Heidelberger Liederhandschrift, Ende des 13. Jahrhunderts),
- B (Weingartner oder Stuttgarter Liederhandschrift, Anfang des 14. Jahrhunderts) und
- C (Große Heidelberger oder Manessische Liederhandschrift, wiederum Anfang des 14. Jahrhunderts),

doch die ältesten der darin versammelten Autoren lebten und dichteten bereits in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, mithin mehr als 100 Jahre vor ihrer schriftlichen Erfassung. Das mag im Vergleich zur antiken Literatur und der dort üblichen Überlieferungspause von manchmal mehreren Jahrhunderten wenig erscheinen <sup>19</sup>, doch sollte dabei nicht übersehen werden, daß die heute zur Verfügung stehenden antiken Textzeugen keineswegs den Anfang der schriftlichen Überlieferung markieren: Sie basieren in den meisten Fälle bereits

<sup>15</sup> Joachim Ringelnatz: Logik. In: Joachim Ringelnatz: Gedichte I, hg. von Walter Pape, Berlin 1984 (=Das Gesamtwerk in sieben Bänden), S. 80.

<sup>16</sup> So etwa nachzulesen in: Otfrid von Weißenburg: Evangelienbuch. Auswahl. Althochdeutsch/Neuhochdeutsch, hg., übersetzt und kommentiert von Gisela Vollmann-Profe, Stuttgart 1987 (= Reclams Universal-Bibliothek Nr. 8384), S. 254f.

<sup>17</sup> Vgl. Ulrich Müller: 'Beheim, Michel'. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2. Auflage, hgg. von Kurt Ruh u.a., Bd. 1, Berlin - New York 1978, Sp. 672-680. Hier Sp. 674f.

<sup>18</sup> Burghart Wachinger: 'Oswald von Wolkenstein'. In: Verfasserlexikon (Anm. 17), Bd. 7, Berlin - New York 1989, Sp. 134-169. Zitat Sp. 143.

<sup>19</sup> Darauf weist etwa Karl Stackmann hin. Vgl. Karl Stackmann: Mittelalterliche Texte als Aufgabe. In: Festschrift für Jost Trier zum 70. Geburtstag, hgg. von William Foerste und Karl Heinz Borck, Köln - Graz 1964, S. 240-267. Hier S. 250.

auf der Arbeit alexandrinischer Philologen, die dafür andere, nicht mehr erhaltene Handschriften und Papyri ausgewertet haben.<sup>20</sup> Im Mittelalter hingegen sind die „leeren“ Jahrzehnte überbrückt von mündlicher Weitergabe, flüchtigen Rezitationsmitschriften und den im allgemeinen sorgsam gehüteten, keinesfalls über den engsten Familien- und Freundeskreis hinaus weitergegebenen Vortragsmanuskripten reproduzierender Künstler, weil die zu gute Kenntnis ihres Repertoires beim Publikum ihre Auftritts- und Verdienstmöglichkeiten geschmälert hätte. So werden etwa in der Kleinen Heidelberger Liederhandschrift die relativ umfangreichen Sammlungen unter den Namen *Niune* und *Gedrut* mit der Aufnahme solcher „authentische[n] Zeugnisse für Repertoirehefte von Fahrenden“ in den Codex erklärt.<sup>21</sup>

Aber das ist noch lange nicht alles. So wichtig die drei genannten Sammelhandschriften für die Kenntnis der mittelhochdeutschen Lyrik auch sein mögen, so sind sie weder die einzigen Textzeugen noch soweit voneinander unabhängig, daß ihr übereinstimmender Befund nicht zuweilen mehr der konkreten Überlieferungssituation als dem Wortlaut des Autors geschuldet wäre. Denn alle drei Codices sind im Bodenseeraum entstanden, wobei A und C sowie B und C auf gemeinsame Vorlagen \*AC resp. \*BC zurückzuführen sind. Wiesen diese bereits Abweichungen von anderen Handschriften auf, wobei ich dahingestellt sein lasse, ob es sich dabei um bewußte Varianten oder einfache Überlieferungsfehler handelt, wurden sie selbstverständlich auch in ihre Abschriften übernommen, oder anders ausgedrückt: Die gleiche Lesart in A u n d C ist nicht unbedingt Indiz für ihre Richtigkeit, sondern vielleicht nur ein zwangsläufiger Bindefehler aufgrund der gleichen fehlerhaften Vorlage. Zieht man aber jetzt noch andere Textzeugen zum Vergleich heran, so nehmen A, B und C nicht selten eine Sonderstellung ein. Günther Schweikle hat einmal pointiert zugespitzt behauptet, daß die Abweichungen mit „den räumlichen Entfernungen“ zu wachsen scheinen, je weiter man das Bodenseegebiet verlasse.<sup>22</sup> Das ist ebenso richtig wie seine weitere Beobachtung, daß die drei großen Liederhandschriften „überwiegend auch in sich weitgehend stimmig [seien] - stimmig in Wortlaut und Metrik, und sei sie noch so differenziert.“<sup>23</sup> Das spricht nicht für den Beginn einer Überlieferungskette. Dazu sind auch B und C in ihrer ganzen Anlage zu sehr auf Repräsentation bedacht. Da aber wertvolle Handschriften ausschließlich im Gönnerauftrag entstehen und nicht eben billig sind, wird man wohl - wiederum mit Schweikle - unterstellen können, daß das abgelieferte Produkt den Erwartungen des Auftraggebers entsprochen haben muß, wenn dieser dafür bezahlt hat.<sup>24</sup> Das gilt sicher nicht nur für die Ausstattung, sondern auch für den Wortlaut. Denn daß

<sup>20</sup> Vgl. H[artmut] Erbse: 'Überlieferung A'. In: Lexikon der Alten Welt, Zürich 1965. Nachdruck in drei Bänden: Zürich - München 1990, Bd. 3, Sp. 3147-3149. Hier Sp. 3447f.

<sup>21</sup> Dazu Gisela Kornrumpf: 'Heidelberger Liederhandschrift A'. In: Verfasserlexikon (Anm. 17), Bd. 3, Berlin - New York 1981, Sp. 577-584. Hier Sp. 582.

<sup>22</sup> Günther Schweikle: Zur Edition mittelhochdeutscher Lyrik. Grundlagen und Perspektiven. In: ZfdPh 104 (1985). Sonderheft: Überlieferungs-, Editions- und Interpretationsfragen zur mittelhochdeutschen Lyrik, S. 2-18. Hier S. 11.

<sup>23</sup> Schweikle (Anm. 22), S. 9.

<sup>24</sup> Schweikle (Anm. 22), S. 7.



gerade der, wie manche Herausgeber stillschweigend anzunehmen scheinen, einem Sammler alter Texte unwichtig gewesen sein soll, leuchtet nicht ein: Selbst wenn der Codex nur als Geldanlage geplant war, ist mit der Entscheidung, ausgerechnet Lyrik aufzeichnen zu lassen, auch etwas über die literarischen Interessen des Gönners und seine Intentionen ausgesagt, zumal wenn man beachtet, daß etwa in C immer wieder ganze Blätter leer geblieben sind, um spätere Nachträge aufnehmen zu können. Weder die Auftraggeber der Handschriften noch ihre Hersteller waren Dilettanten, doch sie rezipierten die Texte nur so, wie man sie im Bodenseeraum um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert kannte. Andere Codices in anderen Regionen in einem anderen kulturellen Umfeld haben andere, nämlich ihre eigenen Kriterien. Man muß daher wohl relativ früh von Mehrfach-Überlieferung ausgehen. Diese paßt aber nur schlecht ins Denkschema der Lachmannschen Textkritik, die vom Archetypus als dem letzten rekonstruierbaren Textexemplar, im günstigsten Falle dem Manuskript des Autors, ihren Ausgangspunkt nimmt und seine kontinuierliche Entstellung durch Abschreiber voraussetzt.<sup>25</sup> Karl Stackmann hat immer wieder darauf hingewiesen, daß dieser Weg nur dann zum Ziel führt, wenn eine „geschlossene“ Überlieferung vorliegt<sup>26</sup>, d.h., sie tatsächlich aus einer einzigen Quelle gespeist wird und sich erst später sukzessive in Wasserläufe und Rinnsale unterschiedlicher Breite und Qualität verzweigt. Mehrfach-Überlieferung ist in diesem Modell nicht vorgesehen, allenfalls als Panne, die das intendierte Vordringen *ad fontes* verhindert.

Doch selbst dann, wenn man sie positiv als Ausdruck eines lebendigen Umganges mit dem Text versteht, ergeben sich neue grundsätzliche Fragen. Gerade bei jüngeren Autoren, bei denen sich die Zeitspanne zwischen ihrer literarischen Tätigkeit und der Verschriftlichung ihres Werkes in überschaubaren Grenzen hält, treten oft die größten Abweichungen auf, und das schon in den ältesten Textzeugen. Offensichtlich hat hier die Mehrfach-Überlieferung schon zu Lebzeiten des Dichters eingesetzt. Wer aber ist dann für sie verantwortlich? Ist es der Schreiber der Handschrift? Vielleicht, doch sicher nicht er allein, denn er ist in erster Linie Sammler, der im wesentlichen den Textbefund der Region registriert. Sind es reproduzierende Künstler, die Wortlaut und Melodie nach ihrem Geschmack und dem ihres Publikums umgeformt haben? Möglich ist auch das. Ist es der Autor, der zuließ, daß man seine Dichtung veränderte? Der aber hat in einer Zeit, in der es keine Massenkommunikation gab, unter Umständen gar nichts davon gewußt. Doch selbst wenn - was sollte er tun? Schutzbestimmungen für geistiges Eigentum, wie sie das neuzeitliche Urheberrecht bietet, gab es im Mittelalter nicht. Allenfalls konnte man einen (tatsächlichen oder vermeintlichen) Plagiator als *dænediep* beschimpfen.<sup>27</sup> Aber auch der Autor selbst kann auslösendes Mo-

<sup>25</sup> Lachmanns Methode zur Edition mittelalterlicher Text ist sooft beschrieben worden, daß sich eine weitere Vorstellung erübrigt. Deshalb möge der Hinweis auf eine neuere Arbeit mit ausführlichen Literaturangaben genügen: Harald Weigel: „Nur was du nie gesehn wird ewig dauern“. Carl Lachmann und die Entstehung der wissenschaftlichen Edition, Freiburg i.B. 1989 (=Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae).

<sup>26</sup> So etwa Stackmann (Anm. 19), S. 246f.

<sup>27</sup> So der Marner gegenüber Reinmar von Zweter. In: Der Marner. Hg. von Phillip Strauch, Straßburg - London 1876 (=Quellen und Forschungen XIV). Nachdruck mit einem Nachwort von Helmut Brackert, Berlin 1965 (=Deutsche Neudrucke, Reihe: Texte des Mittelalters), XI, 3,54 (S. 98).

ment der Mehrfach-Überlieferung gewesen sein. Denn warum sollte ein fahrender Berufsliterat, der an den unterschiedlichsten Höfen auftrat, nicht auch seine Dichtung der jeweiligen Vortragssituation angepaßt haben, indem er Strophen wegließ, wenn sie ihm hier oder dort nicht opportun erschienen, neue hinzufügte, wenn dafür ein aktueller Anlaß bestand, oder je nach Beifall des Publikums Teilbereiche reduzierte oder erweiterte? Schließlich lebte er von seiner Kunst und war von deren Anerkennung wirtschaftlich abhängig.

Indes, wie immer sich Mehrfach-Überlieferung auch begründet, so hat sie auf jeden Fall zwei Grundpfeiler philologischen Denkens erschüttert: den Autor- und den Originalitätsbegriff. Beides leuchtet unmittelbar ein. Denn was ist der Autortext, wenn die handschriftliche Überlieferung auf gleichwertigen Varianten basiert, deren Genese sich zudem nicht einmal mehr rekonstruieren läßt? Gibt es damit mehrere Originale, unter Umständen sogar von verschiedenen Verfassern? Daher möchte die in der Anglistik und Romanistik recht populäre Richtung der *New Philology* auf beide im Zusammenhang mit der volkssprachigen Literatur des Mittelalters auch verzichten: auf den Autor bei der Interpretation des Textes, und auf die historisch-kritische Ausgabe, die durch einen „unfesten Text“, d.h. durch die komplette Erfassung der Überlieferung auf CD-ROM ersetzt werden soll.<sup>28</sup> Aber damit wird nicht nur jenes vielzitierte Kind, das schon sooft mit dem Bade ausgeschüttet wurde, daß es inzwischen ernsthaft Schaden genommen haben dürfte, ein weiteres Mal malträtiiert, sondern es ist auch eine Bankrotterklärung der „neuen Philologen“ vor den altbekannten Schwierigkeiten des Faches. Das Vertrauen in die Technik, der Computer werde es schon richten, wo eingestandenermaßen die Fähigkeiten des Wissenschaftlers nicht mehr ausreichen, ist entwaffnend rührend. Es kann doch wohl nicht angehen, daß sich also in Zukunft der Benutzer in all den Fällen, in denen editorische Entscheidungen gefordert sind, aus der Fülle der Überlieferung „seinen“ Text herausuchen und für seine Zwecke passend zusammenstellen soll. Die Folgen wären katastrophal, weil dann jeder Interpret nur seiner eigenen, ihm genehmen Lesart folgte und ein wissenschaftlicher Diskurs an der Beliebigkeit und Unverbindlichen des zugrundegelegten Materials scheiterte. Nein, so einfach kann man sich nicht aus der Verantwortung stehlen<sup>29</sup>, und es bedarf auch keiner verbalen Entgleisungen<sup>30</sup> um festzustellen, daß die Arbeit des Editors keineswegs obsolet geworden ist, solange die von ihm getroffenen Entscheidungen in sich stimmig und konsequent sind und für jeden Benutzer seiner Ausgabe durchschaubar bleiben. Wer es jedoch genauer

<sup>28</sup> Richtungsweisend dafür sind das Buch von Bernard Cerquiglini: *Éloge de la varianate*, Paris 1989 und der unter dem Titel „New Philology“ erschienene Band 65 der Zeitschrift „Speculum“ (1990).

<sup>29</sup> So auch Karl Stackmann: Die Edition - Königsweg der Philologie? In: Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher Texte. Bamberger Fachtagung 26.-29. Juli 1991. Plenumsreferate. Hgg. von Rolf Bergmann und Kurt Gärtner unter Mitwirkung von Volker Mertens, Ulrich Müller und Anton Schwob, Tübingen 1993, S. 1-18; Ingrid Bennewitz: Alte „Neue“ Philologie? Zur Tradition eines Diskurses. In: ZfdPh 116 (1997), Sonderheft: Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte, S. 46-61.

<sup>30</sup> So Werner Schröder: Die 'Neue Philologie' und das 'Moderne Mittelalter'. In: Germanistik in Jena. Reden aus Anlaß des 70. Geburtstages von Heinz Mettke; 10. Januar 1995. Hg. von Klaus Manger, Jena 1996 (=Jenaer Universitätsreden 1), S. 33-50.

wissen will, muß freilich - wie bisher auch - den gesamten Überlieferungsbefund prüfen, wobei der Computer bei größeren und nicht mehr unmittelbar zu überblickenden Textcorpora in der Tat wertvolle Hilfe leistet. Was nun den Autor betrifft, so wird man wohl in der Mediävistik etwas großzügiger als in anderen Philologien verfahren müssen. Als Bezugsgröße ist er weiterhin notwendig, wie mir denn auch das Bemühen um den Autortext nicht überflüssig geworden zu sein scheint. Aber man muß damit rechnen, daß sich besonders bei kürzeren lyrischen Gebilden so mancher Text erst hinterher im Vortrag so verfestigt hat, wie ihn die Handschriften tradieren, und daß er dabei so weit von der „Originalversion“ des Dichters abgedriftet sein kann, daß er in der Überlieferung genaugenommen unter falscher Flagge segelt, sind doch an seinem Zustandekommen mehrere Autor-Instanzen beteiligt gewesen. Hier Licht in das spätmittelalterliche Dunkel zu bringen und die getroffene Entscheidung auch noch mit mehr als nur einer individuellen Ästhetik inhärenten „Beweisen“ zu begründen, wird auch immer wieder gelingen, doch in vielen Fällen muß es beim argumentativ gestützten *non liquet* bleiben. Damit aber stellt die Mediävistik keinen Sonderfall dar, wie etwa die Debatten um den Anteil Shakespeares oder jetzt neuerdings Bertolt Brechts an ihrem jeweiligen dichterischen Werk zeigen.

## 2. Die Rolle der Literatur in der mittelalterlichen Gesellschaft

Wenn alljährlich die Buchmessen in Frankfurt oder Leipzig ihre Pforten öffnen, sind das nicht nur kulturelle Großereignisse, sondern ebenso politische und wirtschaftliche. Lesen hat sogar in der Mediengesellschaft von heute noch einen hohen Stellenwert, und niemand, will er sich nicht selbst als Kulturbanausen disqualifizieren, kann es sich leisten, jeglicher Lektüre mit Ausnahme der Tageszeitung öffentlich zu entsagen. Da aber bei weitem nicht jedes Buch, das gekauft wurde, hinterher auch gelesen wird, ist eine Form von geistiger Fassadenkultur entstanden, an der durchaus auch Wissenschaftler ihren Anteil haben, und das nicht nur damit, daß sie sich gegenseitig ihre neuesten Opera in die Wohnzimmervitrinen stellen. Es scheint, als sei am einzelnen Buch nicht so sehr seine Kenntnis entscheidend als sein Besitz. Im Mittelalter war das ähnlich und doch wieder ganz anders. Einhard, der Biograph Karls des Großen, widmet dessen Studien und Kenntnissen in der *Vita Karoli Magni* ein ganzes Kapitel (cap. 25) und findet hohes Lob für die Vielseitigkeit des Herrschers, die aber bei Lichte betrachtet doch recht einseitig-rezeptiv war, denn Schreiben konnte er nur sehr begrenzt:

*„Temptabat et scribere tabulasque et codicellos ad hoc in lecto sub cervicalibus circumferre solebat, ut, cum vacuum tempus esset, manum litteris effigiendis adsuesceret, sed parum successit labor praeposterus ac sero inchoatus.“<sup>31</sup>*

*[Er versuchte auch zu schreiben und hatte dazu gewöhnlich in seinem Bett unter den Kopfkissen Schreibtafeln und Hefte, damit er, wenn er unbeschäftigt war, seine Hand an*

<sup>31</sup> Text nach: Einhard: *Vita Karoli Magni*. Das Leben Karls des Großen. Lateinisch und Deutsch. Übersetzung, Nachwort und Anmerkungen von Evelyn Scherabon Firchow, Stuttgart 1968 (1996) (=Reclams Universal-Bibliothek 1996), S. 52-54.  
Die Übersetzung von Frau Firchow habe ich nicht übernommen.

*das Bilden von Buchstaben gewöhnte, aber seine Mühe hatte nur wenig Erfolg, da er falsch und sehr spät damit begonnen hatte.]*

Trotzdem liegt Karl damit noch weit über dem Durchschnitt. So weiß noch Jahrhunderte später Rahewin, der Fortsetzer der *Gesta Frederici* Ottos von Freising, über Friedrich I. Barbarossa eigentlich nur über dessen Fähigkeiten im Krieg und bei der Jagd zu berichten; die geistigen Interessen seines Helden erwähnt er beiläufig in zwei kurzen Sätzen, die noch dazu eine Anleihe aus Einhards Karlsvita sind.<sup>32</sup> Das hat aus der Sicht der Zeit auch seine Richtigkeit. Denn seit dem 12. Jahrhundert gibt es parallel zur klerikalen Ausbildung in den *septem artes liberales*, den sieben freien Künsten, als Gegenstück für den Adeligen die *septem probitates*, die sieben Fertigkeiten: „Schwimmen, Reiten, Pfeilschießen, Fechten, Jagen, Schachspiel, Versmachen oder Saitenspiel“,<sup>33</sup> wobei die zuletzt genannten Disziplinen wohl nur deshalb in den Fächerkanon aufgenommen wurden, weil sich auch im Mittelalter der Mann im Umgang mit dem in der Regel viel gebildeteren weiblichen Geschlecht<sup>34</sup> nur ungern eine Blöße gab. Wenigstens zum Flirten sollte es reichen. Wer aber darüber hinaus als Adeliger etwas mehr Bildung mitbekommen hatte, konnte sich in deren Glanz regelrecht sonnen, wie etwa Hartmann von Aue im Prolog zum *Armen Heinrich* (V. 1-5)<sup>35</sup>:

*Ein ritter sô gelêret was  
daz er an den buochen las  
swaz er daran geschriben vant:  
der was Hartman genant,  
dienstman was er zOuwe.*

[*Ein Ritter war so gebildet, daß er in den Büchern lesen konnte, was immer er dort niedergeschrieben fand. Er hieß Hartmann und war Vasall der Herren von Aue.*]

Doch derselbe Autor schränkt diese auch in den 'Iwein'-Prolog nahezu wörtlich übernommene Selbstrühmung sofort wieder ein (V. 23f.)<sup>36</sup>:

*swenner er sîne stunde  
niht baz bewenden kunde.*

[*Wenn er mit seiner Zeit nichts Besseres anzufangen wußte.*]

Daher kann auch Wolfram von Eschenbach immer wieder mit seiner (angeblichen)

<sup>32</sup> Vgl. Ottonis Episcopi Frisingensis et Rahewin: *Gesta Frederici seu rectius Cronica* [Bischof Otto von Freising und Rahewin: Die Taten Friedrichs oder richtiger Cronica]. Hg. von Franz-Josef Schmale, übersetzt von Adolf Schmidt, Darmstadt 1986 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. XVII), cap. IV,86 (S. 710).

<sup>33</sup> So bei Laetitia Boehm: Das mittelalterliche Erziehungs- und Bildungswesen. In: Propyläen. Geschichte der Literatur, 2. Bd.: Die mittelalterliche Welt. 600-1400, S. 143-181. Hier S. 181.

<sup>34</sup> Dazu etwa Joachim Bumke: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, Bd. 2, München 1986 (=dtv 4442), S. 470-483.

<sup>35</sup> Text nach: Hartmann von Aue: Der arme Heinrich, hg. von Hermann Paul. 15., neu bearbeitete Auflage besorgt von Gesa Bonath, Tübingen 1984 (=Altdeutsche Textbibliothek Nr. 3).

<sup>36</sup> Text nach: Hartmann von Aue: Iwein. Textausgabe, hg. nach G[eorg] F[riedrich] Benecke und K[arl] Lachmann, neu bearbeitet von Ludwig Wolff, 7. Ausgabe, Berlin 1968.

Unbildung kokettieren, etwa im Prolog zum *Willehalm* (V. 2, 19f.)<sup>37</sup>:

*swaz an den buochen stet geschriben,  
des bin ich künstelos beliben.*

[*Was in den Büchern niedergeschrieben steht, davon habe ich keine Ahnung*].

Offenbar bedeutet es für einen Adligen im Früh- und Hochmittelalter keineswegs eine Schande, sich mehr für andere Dinge des Lebens zu interessieren als für Bildung. Folglich haben Geist und Kunst auch nicht an allen Herrenhöfen Konjunktur, nicht einmal an allen klerikalischen. So beklagt sich der Archipoeta gegenüber seinem Gönner, dem Kölner Erzbischof Rainald von Dassel, über den „Verdrängungsprozeß“ am Hofe (IV, 23f.)<sup>38</sup>:

*Doleo, cum video leccatores multos  
penitus inutiles penitusque stultos,  
nulla prorsus animi ratione fultos,  
sericis et variis indumentis cultos.*

*Vellem, soli milites eis ista darent  
et de nobis presules nostri cogitarent,  
non leonum spoliis asinos ornarent;  
sed dum querunt gloriam, pietate carent.*

[*Es schmerzt mich, wenn ich die vielen Speichellecker sehe, gänzlich unnütz und strohdumm, mit keinerlei Geistesgaben ausgestattet, doch angetan mit seidenen und pelzbesetzten Gewändern.*

*Ich wollte, daß nur die Ritter ihnen solche Geschenke machten und unsere Bischöfe für unsereinen Sorge trügen und nicht mit Löwenfellen Esel schmückten. Doch während sie nach Ruhm streben, vergessen sie die Gebote der Nächstenliebe.*]

Trotz bissiger Bemerkungen wie dem schon im 12. Jahrhundert überlieferten Spruch: *rex illitteratus quasi asinus coronatus* [Ein Analphabet als König ist gleichsam ein Esel mit Krone] dauerte es noch bis weit ins Spätmittelalter, bis sich Bildung auch beim weltlichen Adel durchsetzte.<sup>39</sup> Selbst die vielzitierte Stelle aus der *Goldenen Bulle* Karls IV. von 1356 verlangt von den Söhnen von Kurfürsten nur Minimalkenntnisse auf dem Gebiet der lateinischen, italienischen und tschechischen Sprache, die noch dazu mit Abschluß des 14. Lebensjahres erworben sein sollten (cap. 31). Karl, der nach Aussage seiner Autobiographie selbst fünf Sprachen sprach<sup>40</sup>, reproduziert ganz offensichtlich seine eigenen Erfah-

<sup>37</sup> Text nach: Wolfram von Eschenbach: *Willehalm*. Text der Ausgabe von Werner Schröder. Völlig neubearbeitete Übersetzung, Vorwort und Register von Dieter Kartschoke, Berlin - New York 1989.

<sup>38</sup> Text nach: Die Gedichte des Archipoeta, kritisch bearbeitet von Heinrich Watenphul, hg. von Heinrich Krefeld, Heidelberg 1958, S. 60.

<sup>39</sup> Vgl. dazu Laetitia Boehm: 'Erziehungs- und Bildungswesen. A. Westliches Europa'. In: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 3, München - Zürich 1986, Sp. 2196-2203. Hier Sp. 2199f.

<sup>40</sup> Vita Caroli Quarti. Die Autobiographie Karls IV. Einführung, Übersetzung und Kommentar von Eugen Hillenbrand, Stuttgart 1979, cap. 8, S. 116.

rungen auf die potentiellen Nachfolger, argumentiert mithin nicht bildungs-, sondern machtpolitisch.

Wer nun trotzdem an Kunst und Literatur Gefallen fand, verstand in der Regel etwas davon und ließ sich sein Vergnügen auch etwas kosten: Quellentexte und Vorlagen waren zu beschaffen, ein Autor mußte für eine gewisse Zeit in Dienst gestellt und verköstigt werden, man benötigte Pergament und sonstige Schreibutensilien, schließlich mußte der Codex, sollte er auch optisch gehobenen Ansprüchen genügen, illustriert und repräsentativ gebunden werden. Das ging alles nicht von heute auf morgen, aber dafür hatte der Auftraggeber hinterher die Gewißheit, ein echtes Original in Händen zu halten, ein Exemplar, das zwangsläufig einmalig ist und selbst bei allem Bemühen niemals hundertprozentig kopiert werden kann. Daraus folgt im Umkehrschluß, daß mittelalterliche Literatur stets eines Auftraggebers bedarf, d.h., daß sie nicht geschäftsmäßig und auf den Verdacht hin entsteht, es werde sich mit der Zeit schon ein kaufkräftiger Interessent finden. Oder anders ausgedrückt: Auch in so berühmten Skriptorien wie St. Gallen, Salzburg, Fulda, Köln, Corvey, Hildesheim oder der Reichenau - um nur einige der wichtigeren zu nennen - wurden selbst so prominente und häufig nachgefragte Texte wie die Bibel oder das Neue Testament nur auf Bestellung angefertigt, weil die Auftraggeber auf die Gestaltung der Codices unmittelbaren Einfluß nahmen. Um sich das zu verdeutlichen, genügt es, sich z.B. die Widmungs- und Krönungsbilder im Perikopenbuch Kaiser Heinrichs II. oder im Evangeliiar Heinrichs des Löwen anzusehen. Erst im 15. Jahrhundert entstehen Handschriften als - *sit venia verbo* - „kommerzielle Massenproduktion“ mit entsprechendem unternehmerischen Risiko, wenn etwa der elsässische Schreiber und Skriptoriumsbesitzer Diebold Lauber gängige Texte geistlichen und weltlichen Inhalts auf Vorrat abschreiben und illustrieren läßt, um sie anschließend über Verkaufsanzeigen zu vermarkten.<sup>41</sup>

Wenn also Literatur nur im Gönnerauftrag und unter Berücksichtigung individueller Vorgaben in kostspieligen Einzelexemplaren in Erscheinung tritt, verbindet sich mit ihr auch stets ein bestimmter Zweck. Für religiöse Texte wie Heinrichs Perikopenbuch oder das Helmarshausener Evangeliiar, die beide als fromme Stiftungen in den Besitz von Kirchen übergehen, ist er offenkundig: Sowohl der Sachsenkaiser als auch der Welfenherzog handeln nach dem Prinzip des *do, ut des* - ich gebe, damit auch Du mir etwas (zurück)gibst. „Vertragspartner“ ist in beiden Fällen Gott. Schon die Stiftung des Bistums Bamberg bzw. der Bau des Braunschweiger Domes sind Investitionen auf das Jenseits, wenn reiche Landesherren in ihren Territorien die Kirche fördern, weil sie sich davon geistliche Fürsprache bei Gott und nach ihrem Tod eine umso sicherere Aufnahme in den Himmel versprechen. Insofern sind auch die Codices „Seelgerät“, „Güterübertragung an eine Kirche gegen das Versprechen ständiger Fürbitte im Gebet“.<sup>42</sup>

Nun kann man aber beim besten Willen nicht behaupten, daß jede Form von Literatur eine Art Himmelsleiter sei, auf der man *commod* und *direttissime* in die oberen Regionen

<sup>41</sup> Einen ersten Überblick vermittelt Hans-Jochen Schiewer: 'Diebold Lauber'. In: Lexikon des Mittelalters, (Anm. 39), Bd. 3, Sp. 986.

<sup>42</sup> So Karl Kroeschell: 'Seelgerät'. In: Lexikon des Mittelalters, (Anm. 39), Bd. 7, München 1995, Sp. 1680.

gelange. Es muß also auch noch andere Funktionszusammenhänge gegeben haben. Für Joachim Bumke liegen sie auf der Hand, ist doch Literatur

*„fast überall ein Attribut von Herrschaft. Sie diene der Legitimierung und der Verherrlichung derer, die in der Lage waren, die hohen Produktionskosten zu bestreiten. Auch die Rolle des Gönners war eine Form herrscherlicher Repräsentation. Dichter an seinem Hof zu unterhalten, erhöhte ebenso den eigenen Ruhm wie jede fromme Stiftung und jede kostbar ausgeschmückte Handschrift.“*<sup>43</sup>

Das ist alles völlig richtig, greift aber dennoch zu kurz. Denn was soll, so wäre zu fragen, der Umweg über die Literatur, wenn sie doch nur eine mögliche Form „herrscherlicher Repräsentation“ unter vielen ist und somit jederzeit gegen eine beliebig andere ausgetauscht werden kann? Warum wählt ihr Auftraggeber dann nicht gleich präsentablere Statussymbole wie Schmuck oder Waffen, kann man doch Codices im allgemeinen kaum dekorativ am Leibe tragen, vor allem dort, wo es darauf ankäme: bei Hoftagen oder Fürsterversammlungen? Auch wäre im Zweifelsfalle der Bau einer Kirche oder eines Klosters vorzuziehen, ist ihnen doch Heilsgarantie inhärent. Doch so einfach ist es nicht. Denn selbst wenn es noch einige Jahrhunderte dauerte, bis man mit künstlerischen Vorlieben und Mäzenatentum auch im großen Stil renommieren konnte<sup>44</sup>, war doch die Teilhabe am kulturellen Leben der Zeit immer auch eine Gelegenheit sich auszuzeichnen, sich positiv abzugrenzen von all jenen Standesgenossen, die an eher handfesterem Vergnügen Gefallen fanden. Nein, ganz ohne Interesse am Inhalt und der ästhetischen Qualität einer Dichtung werden die Handschriftenbesteller und -besitzer des Mittelalters sicher nicht gewesen sein. Denn tatsächlich eignet der Literatur, jenseits aller Gebrauchs- und Schmuckfunktionen der übrigen Statussymbole, ein zusätzliches Element, das ich Persuasionswert nennen möchte: Sie vermag im Rahmen eines fiktionalen Erzählzusammenhangs auch außerliterarische Phänomene aufzugreifen, Forderungen zu erheben oder zu untermauern, vorhandene oder geglaubte Defizite auszugleichen, kurzum die Alltagswirklichkeit neu zu interpretieren und poetisch zu amalgamieren. Ein solcher Fall liegt etwa vor, wenn sich europäische Königs- und Adelsfamilien, um ihren zumeist recht rustikalen Aufstieg zur Macht zu kaschieren, nach dem Vorbild von Vergils *Aeneis* von aus ihrer brennenden Vaterstadt geflohenen Trojanern ableiten, was zeitweilig eine solche Modeerscheinung wurde, daß man annehmen muß, die siegreichen Griechen hätten nur eine leere potemkinsche Fassadenstadt erobert. Doch für den heutigen Spott über derartige genealogische Phantastereien hätte das Mittelalter wohl kaum Verständnis gehabt, liefert doch bereits die *Aeneis* das leicht kopierbare Muster solcher Traditionsbegründung: Wenn einer sich retten kann, warum dann nicht auch noch ein zweiter oder dritter? Denn nur in der Gesamtschau wird die Vorstellung grotesk, aber wer interessiert sich schon für das Ganze, wenn doch immer nur der Einzelfall angesprochen werden soll? Und noch etwas gilt es zu beachten. Sobald jemand beginnt, seine Herkunft zu sakralisieren, um daraus Herrschaftsansprüche

<sup>43</sup> Joachim Bumke: Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland. 1150-1300, München 1979, S. 65.

<sup>44</sup> Vgl. Boehm (Anm. 39), Sp. 2200.

für die eigene Gegenwart abzuleiten, bringt er seine adeligen Mitkurrenten in Zugzwang, weil diese nun mindestens etwas Gleichwertiges präsentieren müssen, um nicht ins Hintertreffen zu geraten - und was liegt da näher, als das gleiche Schema noch einmal für sich selbst in Anspruch zu nehmen? Denn - wie gesagt - es zählt nur der konkrete Einzelfall, nicht seine Abstraktion in der Summe. Oder anders ausgedrückt: Auch im Mittelalter wußte man, daß der Mensch im allgemeinen nicht mehr als 32 Zähne hat, so daß die heilige Apollonia, der man bei ihrem Martyrium alle Zähne einzeln aus den Kiefern gebrochen hat<sup>45</sup>, mittlerweile ein Gebiß wie ein Krokodil hätte, wollte man sämtliche ihr zugeschriebenen Zähne wieder zusammenfügen. Aber das ist uninteressant, denn Heilswirkung besitzt nur die *e i n z e l n e* Reliquie. Daher ist der trojanische Urahn ebenso real wie jedes andere Mitglied des Familienstammbaumes, nur eben älter. Daß er dabei, über Vergil und Homer, seine Existenz letztendlich einer dichterischen Fiktion verdankt, spielt ebenfalls keine Rolle, sind doch auch Sage und Mythos Bestandteile der geglaubten Realität. In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts schreibt Konrad von Würzburg eine kürzere Erzählung (1642 Verse), die den Lohengrin-Stoff zum Inhalt hat. Dabei bedient er sich, wie fast alle mittelhochdeutschen Autoren dieser Zeit, einer französischen Vorlage, doch im Gegensatz zu dieser macht er seinen Helden nicht zum Stammvater des legendären Kreuzfahrers Gottfried von Bouillon<sup>46</sup>, sondern zu dem der Häuser Brabant, Geldern, Kleve und Rieneck-Loon.<sup>47</sup> Daß dies kein Irrtum, sondern volle Absicht ist, beweist der Epilog des Textes, begründen doch die Söhne des Schwanritters ihrerseits ganze Herrscherdynastien (V. 1600-1611)<sup>48</sup>:

<i>vil werder fürsten ûzer</i>	<i>und wurden Rienecker genomen</i>
<i>von ir geslehte quâmen:</i>	<i>ûz ir geslehte verre erkant.</i>
<i>in wuohsen ûz ir sâmen</i>	<i>ir künne wart in manec lant</i>
<i>vil mâge und &lt;vil&gt; hêrlicher neven.</i>	<i>geteilet harte wîte,</i>
<i>von gelre beide und &lt;ouch&gt; von Cleven</i>	<i>daz noch aldâ ze strîte</i>
<i>die grâven sint von in bekomen,</i>	<i>den swanen füeret und treit.</i>

<sup>45</sup> Zur Vita siehe Hiltgart L. Keller: Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst, 7., durchgesehene Auflage, Stuttgart 1991 (=Reclams Universal-Bibliothek Nr. 10154), S. 57.

<sup>46</sup> Dazu Heinz Bergner: 'Gottfried von Bouillon. II.2'. In: Lexikon des Mittelalters (Anm. 39), Bd. 4, München - Zürich 1989, Sp. 1600.

<sup>47</sup> Vgl. dazu Horst Brunner: Genealogische Phantasien. Zu Konrads von Würzburg 'Schwanritter' und 'Engelhard'. In: ZfdA 110 (1981), S. 274-299; ders.: 'Konrad von Würzburg'. In: Verfasserlexikon (Anm. 17), Bd. 5, Berlin - New York 1985, Sp. 272-304. Hier Sp. 290f. Zu skeptisch Bumke (Anm. 43), S. 435, Anm. 123.

<sup>48</sup> Text nach: Konrad von Würzburg: Kleinere Dichtungen. II: Der Schwanritter. Das Turnier von Nantes, hg. von Edward Schröder. Mit einem Nachwort von Ludwig Wolff, Zürich<sup>5</sup> 1974, S. 40f.



[Sehr edle und auserwählte Fürsten gingen aus ihrem Geschlecht hervor: von ihnen stammen viele Verwandte und sehr angesehene Nachkommen ab. Sowohl die Grafen von Geldern als auch von Kleve leiten sich von ihnen ab, ebenso stammen die Grafen von Rieneck aus ihrem weit und breit bekannten Geschlecht. Ihre Verwandtschaft breitete sich in weitem Umkreis über viele Länder aus; sie führt noch heute beim Kampf den Schwan im Wappen.]

Damit ist ein großer Teil des niederrheinischen Hochadels auf einen Schlag genealogisch salviert, denn wer hätte nicht gern auch einen Urahn vorzuweisen, der sich für unschuldig bedrängte Frauen einsetzte, und - wenigstens in der Version Wolframs von Eschenbach - Gralsritter und Sohn des großen Gralskönig Parzival war (Parz. 823,27-826,30)? Doch selbst wenn sich beim besten Willen niemand fand, an den sich die Herkunft der eigenen Sippe hätte ankoppeln lassen, so bestand immer noch die Möglichkeit, auf Wesensverwandtschaft hinzuweisen. So beruft sich etwa der böhmische König Přemysl Ottokar II. (1253-1278), der sich unter rücksichtsloser Ausnutzung der politischen Verhältnisse im Interregnum ein Großreich geschaffen hatte, auf den Makedonenkönig und Welteroberger Alexander als seinen unmittelbaren Vorgänger, weil er hofft, durch diese Gleichsetzung ebenfalls in seiner Machtstellung als legitimiert zu erscheinen, gilt doch Alexander dem Mittelalter als *instrumentum dei*, als Begründer des dritten der vier irdischen Weltreiche vor der Wiederkehr Christi im Jüngsten Gericht und damit als integraler Bestandteil der Heilsgeschichte. Um diese Verbindung sichtbar werden zu lassen, überträgt Ottokar den böhmischen Löwen, den er selbst erst kurze Zeit vorher als Wappen angenommen hatte, kurzerhand auf Alexander, so daß Makedonen und Böhmen unter dem gleichen Zeichen kämpfen.<sup>49</sup> Ein Reichsfürst mit dubiosen, weil lehensrechtlich nicht abgesicherten Eroberungen präsentiert sich somit als *Alexander redivivus*, und die Literatur übernimmt die Vermittlung.

Ich breche hier ab, obwohl ich noch Vieles mitzuteilen hätte. Mir kam es darauf an, Ihnen einen Blick auf eine weit zurückliegende, uns heute fremde Welt werfen zu lassen, die nichtsdestoweniger Teil unseres eigenen kulturellen Selbstverständnisses ist, und die zu betrachten - ich gestehe es gerne - süchtig macht.

<sup>49</sup> Vgl. dazu Hans-Joachim Behr: Literatur als Machtlegitimation. Studien zur Funktion der deutschsprachigen Dichtung am böhmischen Königshof im 13. Jahrhundert, München 1989 (=Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, Bd. 9), S. 169-174.